

# Das magische Dreieck

Zwischen Kyoto, Osaka und Tokio entdeckte unsere Autorin ein Japan in der Nusschale. Und eine alte Liebe neu: Sie kehrte erstmals nach dem Reaktorunfall von Fukushima ins Land zurück

TEXT SILKE PFERSDORF

**KYOTO** Allein mit der Morgensonne spaziert eine Japanerin zur Yasaka-Pagode im historischen Bezirk Higashiyama



*Eine spirituelle Kulisse,  
vor fast 1000 Jahren  
auf Stelzen ins Meer gebaut*

**MIYAJIMA** Auf der Insel bei Hiroshima  
reinigt ein Shinto-Priester im  
Welterbe-Schrein Itsukushima eine  
der ältesten erhaltenen Nō-Bühnen



*Die Seen-Szenerie  
ist wohl das Schönste, was  
ein Vulkanausbruch  
anrichten konnte*

**HAKONE** Auch der ehrwürdige Fuji bekommt immer mal wieder etwas Neues vorgesetzt, wie die Stand-up-Paddler auf dem Motosu-See im Fuji-Hakone-Izu-Nationalpark



**L**ass uns Kawayuka machen, hatten Yukiyo und ihr Mann Masahiro vorgeschlagen. So heißt das in Kyoto, wenn man an einem der lauen Abende draußen isst und dabei auf den Fluss blickt. Also sitzen wir jetzt im »Roko«, in einem der vielen Restaurants mit hölzernen Sommerterrassen, die über dem Kamogawa, dem Fluss, zu schweben scheinen, und schauen auf das Pontocho gegenüber, eines der fünf Geisha-Viertel der alten Kaiserstadt mit ihren winkligen Gassen, den üppigen Gärten und Hunderten von Schreinen und Tempeln. Der Kamogawa fließt eingrahmt von Kirschbäumen an zweigeschossigen Holzhäusern vorbei, viele davon sind mehr als 100 Jahre alt. Yukiyo und Masahiro sind Freunde aus der Zeit, als ich in Tokio lebte. Er besitzt ein Betonwerk, sie ist Ikebana-Lehrerin.

Auf den Tellern ruhen Makrelen in einem Bett aus fein geraspelttem Daikon-Rettich. Frank schluckt seine Frage hinunter: Wie das so sei mit dem japanischen Fisch, sechs Jahre nach Fukushima. Stattdessen lächelt er höflich. Für meinen Freund ist es der erste Japanbesuch – ich bin das erste Mal seit sechs Jahren wieder hier. Seit Fukushima eben.

Natürlich mieden seit dem 11. März 2011, dem Zeitpunkt der dreifachen Katastrophe von Erdbeben, Tsunami und Kernschmelze im Kraftwerk Fukushima Dai-ichi, viele Ausländer das Land: Statt 8,6 Millionen wie im Jahr zuvor kamen nur 6,2 Millionen.

Auf den Einbruch folgte aber bald schon

**HAKONE** Die Koi-Drachen flattern beim jährlichen Kindertag im Wind. Sie zeigen an, wie viele Familienmitglieder zum Haus gehören. Früher wurden nur die Jungs gezählt

## Hoch und heilig stehen über 100 Tempel auf der waldigen Kuppe

KOYA-SAN Rund 600 Mönche leben auf dem Berg südlich Osakas. Er ist das wichtigste Zentrum des Shingon-Buddhismus



ein Boom. Die Angst vor der tödlichen Strahlung schien sich schnell zu legen oder rückte in den Hintergrund, etwa durch Terroranschläge in anderen Ländern. Im vergangenen Jahr besuchten 24 Millionen ausländische Gäste Japan. Das Ziel der Regierung von 40 Millionen Besuchern pro Jahr könnte in naher Zukunft erreicht werden, zumal 2020 die Olympischen Spiele in Tokio stattfinden. Da Urlauber natürlich die Sperrzonen rund um Fukushima meiden, bekommen sie auch von der Not der Zehntausenden nichts mit, die noch immer nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten.

**D**en meisten Besuchern mag trotzdem durchaus noch bewusst sein, dass Japan so gerade eben an der Vollkatastrophe vorbeigeschrammt ist. Zu tief grub sich der zweitschlimmste atomare Unfall nach Tschernobyl ins Weltgedächtnis. Frank etwa zögerte lange, bevor er einwilligte, bei einem Kurztrip zumindest den Westen der Hauptinsel Honshu zu erkunden – Japan für Anfänger sozusagen: Kyoto, Koyasan, Kurashiki, Hiroshima und Hakone.

Überzeugt hat ihn schließlich die Wissenschaft. Auch wenn die Hauptstadt nur rund 240 Kilometer südlich von Fukushima liegt und Kyoto etwa 500 Kilometer südwestlich: Im Jahr nach der Katastrophe war die Strahlenbelastung in Tokio ungefähr so hoch wie in Niedersachsen – so der Hannoveraner Strahlenschutzexperte Rolf Michel, den die japanische Tourismusbehörde damals als Fachmann engagierte. Auch die Radioaktivität von Lebensmitteln selbst aus der Präfektur Fukushima habe weit unter den neuen, strengeren Grenzwerten

des Landes rangiert, die denen der EU für Importe aus Japan entsprechen.

Meine Freundin Yukiyo erzählt bei unserem Ausflug von damals. Sie waren daheim in Tokio, als die Erde bebte. Masahiro musste zu Fuß von der Firma nach Hause laufen, die Bahnen standen still. »Wir wussten tagelang nicht, was wirklich los war«, sagt sie. »Die Ausländer haben Japan sofort verlassen, die Firmen holten ihre Leute in ihre Heimatländer zurück. Die internationalen Schulen haben Monate lang nicht mehr aufgemacht.« Wir loben den Fisch. Über Politik zu sprechen gilt als unhöflich, gerade beim Essen. »Die Strömung an Japans Küste verläuft von Westen nach Osten«, sagt Masahiro. Vielleicht können Japaner Gedanken lesen. »Der Fisch, den wir hier essen, schwamm garantiert nie vor Fukushima.«

Viele Verbeugungen später bummeln wir durch die Gassen zwischen schwächlichen Holzhäusern. Weiße und rote Laternen baumeln vor den Restaurants und Teehäusern. Ein Taxi hält vor einem Teehaus. Eine Geisha im Kimono steigt heraus, ihr weiß geschminktes Gesicht leuchtet in der Dunkelheit. Auf Zehen-Holzschuhen trippelt sie in einen unscheinbaren Eingang. In den Vierteln Pontocho und Gion sieht man häufig Geishas. Nur fast immer falsche – in einem nahen Kostümverleih eingekleidete Touristinnen oder aber Freiwillige, die das Fremdenverkehrsamt durch die Straßen schickt. Nachts jedoch haben in den Vergnügungsdistrikten die wenigen echten Geishas ihre Auftritte. In Teehäusern, die Neulinge nur auf Empfehlung einer reichen Persönlichkeit der Stadt hineinlassen. Japaner glauben nicht, dass Leute außerhalb ihrer Heimatinsel sie verstehen.



HIROSHIMA Schulausflug in die tragische Vergangenheit: Die US-Atom-bombe verheerte das Haus, das jetzt Friedensdenkmal ist

»Für uns«, hatte Masahiro erklärt, »gibt es ein *uchi* und ein *soto* – ein Drinnen und Draußen.« *Uchi* sind die Menschen, die zu einem gehören. Familie, die Reisegruppe, das eigene Volk. Die nicht weggehen, wenn es schwierig wird. *Soto* sind die anderen.

Wir sind *soto*, natürlich. Was beim Reisen einen großen Vorteil hat: Japaner verzeihen Leuten, die ihr Land nie verstehen werden, alles. Sie schweigen, wenn man beim Essen die Stäbchen hochkant in den Reis steckt (das machen Japaner nur bei Trauerzeremonien). Sie kichern allenfalls, wenn wir mit Gummischuhen, die in den öffentlichen Toiletten bereitstehen, aus dem Raum laufen. Und sie sind sofort zur Stelle, wenn wir versuchen, die fremden Zeichen auf dem Stadtplan zu deuten.

»Können wir helfen?«, fragt ein in Kimonos gewandetes Pärchen, als wir am nächsten Tag auf dem Weg zum Tempel Kiyomizudera sind und ratlos auf unser Handy-GPS schauen. Satoyuki Wataki ist Banker, seine Freundin Miku Yamashita arbeitet in einer PR-Agentur. Und der Traditionslook? »Wir ziehen uns gerne so an«, sagt der 30-jährige Satoyuki. »Nicht nur auf Reisen.«

Zusammen stehen wir schließlich auf der Holzterrasse des Tempels. Kyotos Hügel liegen vor uns, aus all dem Grün ragen die Dächer ungezählter anderer Tempel. »In den Zwanzigern«, sagt Satoyuki, »war auch der amerikanische Kriegsminister Henry Stimson hier oben.« Das rettete die Stadt 1945 vor der Atombombe. Kyoto stand ganz oben auf der Liste, Stimson ließ den Namen streichen, Nagasaki wurde zum neuen Ziel. Stimson hatte sich in die Stadt verguckt – so wie Frank gerade eben.

Kyoto sehen bedeutet immer auch, vieles eben nicht zu sehen. Die Stadt zwingt einem eine höchst japanische Tugend auf:

die Kunst des Weglassens. Also bringt uns der Shinkansen nach Osaka, ein lautloser Pfeil. Ab da fährt ein altmodisches Bähnchen gen Süden. Abseits von Tokios Gigantismus ist Japan überraschend klein. Mandarinenbäume, niedrige Holzhäuser, Schulkinder in Uniformen, die am Bahnübergang warten. Baumhohe Bambusstangen, dichte Wälder, die sich langsam bunter färben. Eine zierliche, makellose Modellbaulandschaft.

»Mein Name ist Shizuka.« Ein kahlköpfiger Herr mit Hut auf der Sitzbank gegenüber stellt sich uns vor und erzählt von seiner Liebe zum Berg Koya. Er wuchs in einem der mehr als 100 Tempel auf dem heiligen Berg auf und wurde später Religionslehrer in Osaka, sein Bruder tempeloberster Mönch. Jedes Wochenende kehrt Shizuka zurück auf den Koya-san.

Beim Aussteigen zeigt er uns den Weg zur Seilbahn, die die Reisenden auf die nebelverhangene Bergkuppe bringt, ein Bus fährt weiter ins rund 850 Meter hoch gelegene Dorf. Vorbei an Mönchen in blauen Arbeitskutteln, an roten Shintoschreinsbögen, an Läden für Kutteln, Gebetsketten, Glücksbringer.

**I**m »Muryokoin«, unserem Tempel für die Nacht, schaukeln Eisenlaternen im Wind vor dem hölzernen Eingangstor. Genso, der Kurt Kübli hieß, ehe er vor 20 Jahren aus der Schweiz auf den Koya kam und Mönch wurde, deutet auf rote Plastikschrappen. Brav wechseln wir die Schuhe, schlurfen hinter ihm über die Holzdielen. Genso schiebt die Reisepapiertüren zu unserem Zimmer mit den Tatamimatten auf. Ein junger Mönch, fast ein Kind noch, setzt ein siebenstöckiges Tablett mit vegetarischem Temepelessen vor uns ab. Sesamtofu, Kombu-

chakürbisscheiben, Algensalat, eingelegte Aubergine und Reis, dazu heiße Misosuppe. Wir essen auf Knien. Wickeln uns schließlich zur Nacht in eine Art Baumwollkimono, den Yukata, und strecken uns auf dem Futon aus. »Ziemlich hart, so ein Futon«, flüstert Frank. Und schläft ein, obwohl die Mönche die ganze Nacht hindurch singen.

Genso weckt uns um 5 zur Andacht. Die leuchtend orange-farbenen Mönchskutten und ein lodernendes Feuer auf einem Altar halten uns einigermaßen wach. Danach trinken wir Tee mit dem Abt Habukawa Shodo und seinem Sohn. Die beiden blieben nach dem Tsunami dort, »wie viele andere buddhistische Mönche auch«, sagt Shodo. Angst vor Strahlung hat er nie gehabt: »Japan ist eine Insel, der Wind weht alles darüber weg.« »Glauben sie, was sie da sagen, was meinst du?«, fragt Frank später. »Kaum einer scheint sich Sorgen zu machen.« Doch wie sollte ich wissen, was unsere Gesprächspartner wirklich denken – und was sie für sich behalten?

Genso zeigt uns den Okunoin, Japans tausendjährigen Friedhof. Wir wandern durch das Schweigen von betagten Zedern, zwischen Tausenden Steinlaternen, moosüberwucherten Gedenksteinen und Pagoden. Buddhafiguren wachen über die Ewigkeit. Die kleinen Jizo-Steinfiguren mit ihren Babygesichtern sind die Schutzheiligen von ungeborenen Kindern. Sie tragen rote Mützchen, Mütter haben sie gehäkelt. Eine Weltraumrakete erhebt sich steil in die Höhe, in der Nähe dient eine gewaltige Kaffeetasse als Grabmal.

Der Superexpress nach Osaka hat Verspätung, Maschinenausfall. Alle nehmen die Nachricht aus dem Lautsprecher gelas-

sen hin. Wer telefonieren will, tritt auf den Bahnsteig. Japaner finden es unhöflich, in der Bahn zu telefonieren. Alles, was anderen auf die Nerven gehen kann, ist *mendokusai*. Laut sein, andere ausschimpfen, sich sichtbar ärgern, drängeln. Auch wir bleiben ruhig. Hilft ja nichts. Und ein bisschen beginnen wir den nationalen Langmut nach der Katastrophe von 2011 zu verstehen. Die Ruhe, als man einen Aufschrei erwartete.

**A**b Osaka werden die Züge langsamer und kleiner. Nach anderthalb Stunden erreichen wir Kurashiki. Der Ort ist außerhalb Japans kaum bekannt, auch die Straßenzüge rund um die Bahnstation hüten das Geheimnis seiner Schönheit noch über ein, zwei Kilometer. Bis wir plötzlich in einem Gassengewirr landen – im Japan der Edozeit, vor rund 350 Jahren. Zarte Weiden biegen sich über Kanälen, in denen Nachen dümpeln. An ihren Ufern halten sich Lagerhäuser aufrecht.

Die meisten Touristen kommen für einen Nachmittag, wir bleiben bis zum Morgen. Schon zur blauen Stunde taucht die wieder leere Altstadt zurück in die Stille. Eine junge Frau im Kimono fegt den Eingang eines Hauses. Ein Pärchen schlendert vorbei, als wir die im Wind schaukelnden Weiden bewundern. Die beiden scheinen auf Zehenspitzen zu gehen, ducken sich, murmeln »Entschuldigung«, als sie vorbeigehen. Sie wollen nicht stören, nicht einmal unseren Blick.

Nach einer zweistündigen Fahrt spuckt uns der Shinkansen in Hiroshima aus, die Fähre zur rund 15 Kilometer entfernten Insel Miyajima ist an diesem Feiertag sehr voll. Keiner schubst,

keiner drängelt. Wir schenken uns die Wandertour auf den Berg Misen, hocken dafür stundenlang am Ufer der Seto-See und schauen das berühmte Tor des Itsukushima-Schreins an, das vor der Insel im Sand steht. Das Wasser steigt langsam. Erst bekommt das Tor nasse Füße, dann steht es endlich ganz im Wasser, feuerrot vor grünbewaldetem Hügel und blauem Himmel. Zwei Rehe schnuppern an unseren Rücken. Es gibt unzählige davon, sie laufen frei herum auf der Insel. Gar nicht scheu und reichlich verfressen. Eines schafft es tatsächlich, einen Reiscracker aus der Tasche zu ziehen.

Zurück in der Stadt führt der erste Weg ins »Nagataya«. Das Restaurant serviert die besten Okonomiyaki der Stadt, eine Pfannkuchenspezialität Hiroshimas. Die beleuchtete Atombombenkuppel mahnt von Weitem, der Friedenspark ist in der Nähe. In einem benachbarten deutschen Bierhaus jodelt jemand unüberhörbar, aus der Pachinkohalle schräg gegenüber dringt das Klingeln der Spielautomaten, wann immer sich die Schiebetüren öffnen. Nach anderthalb Stunden Schlangestehen sitzen wir am Tresen, schauen zu, wie Teig, Gemüse, Nudeln mit Ei, Schinken, Fisch oder Garnelen zu einem köstlichen Allerlei geschichtet und auf einer heißen Platte gebraten werden.

Von Hiroshima aus fahren wir nach Shinyokohama und Hakone, vor den Toren Tokios. Die Hügellandschaft ist ein lohnenswerter Wochenendausflug für die Hauptstädter, denn in Hakone können die Japaner tun, was sie am liebsten machen: Wandern, die Formen der Blätter bestaunen, die Natur fotografieren. Und auf den legendären Berg steigen, den Fuji.

Für seine heißen mineralischen Quellen, die Onsen, ist Hakone ebenfalls bekannt. Beinahe jedes Hotel hat ein eigenes Badehaus. Auch unsere Pension. Takahashi-san, unsere Wirtin, hat die Baumwollkimonos schon bereitgelegt. Später sitzen wir zusammen auf dem Sofa im Gemeinschaftsraum und sie zeigt uns Fotoalben. Hakone im farbenreichen Herbst, Hakone in der Kirschblüte. Und immer ausgebucht, natürlich.

**N**ur einmal, sagt Takahashi-san, kam kein Mensch. Kurz vor der Kirschblüte 2011. Sie hatten ihre kleine Pension zwischen den grünen Hügeln Hakones gerade renoviert und sogar zwei neue Zimmer eingerichtet. »Doch alle Gäste sagten ab.« Jetzt kommen sie wieder. Die Natur macht in dieser Gegend der Erde, was sie will. Tatsächlich verdankt der Fuji-Hakone-Izu-Nationalpark seine ganze Schönheit Explosionen und Vulkanausbrüchen. Das Owakudani-Tal etwa ist für Wanderer gerade mal wieder gesperrt. Gaseruptionen, kleine Erdbeben statt fröhlichem Eierkochen in heißen Quellen. Die Erde droht zu spucken, und ihr Atem ist giftig. Auch der Fuji zickt: Die diesige Luft verschleiert unseren Blick. Und wir machen eine kleine Bergtour auf ihm, ohne dass sich der berühmte Vulkan auch nur ein einziges Mal enthüllt.

»Shoganaï«, sagt Takahashi-san, als wir ihr später erzählen, dass wir den Fuji nicht gesehen haben. »Da kann man nichts machen.« Als wir uns verabschieden, fällt mein Blick auf ein Plakat an einer Hauswand. Es zeigt die japanische Flagge, den Fuji und vier Worte: »Japan erhebt wieder auf.«



**KURASHIKI** Ein Städtchen wie gemalt, mit seinen vielen Kanälen, auf denen Nachen dümpeln und über die sich zarte Weiden beugen



## Im Shopping-Tempel Fundstücke für Körper und Seele

**KYOTO** Am Ende des Nishiki-Markts, des kulinarischen Einkaufsparadieses der Stadt, steht der Nishiki-Tenmangu-Schrein – am Abend aufs Schönste von Lampions beleuchtet